

weiter, Aussteller sitzen da nur probemäßig Augen, das ist einleuchtend.

Man denke, daß bald, sehr bald der zurückgebliebene Stamm durchgängig alter, unternehmender, übermühter Leute durch Krankheit dezimiert wurde, man denke, daß wie in den beiden letzten Jahren statt achtzig nur noch achtzehn Mann auf dem Bühnenpodium zur Verfügung hatten — Gute Nacht, Herren-dienst! — In Bühnenproben war da schon gar nicht mehr zu denken, wenn wir des Abends pünktlich mit einer Vorstellung bereit sein wollten. Ständische wurden in die Mittagspause der Mannschaft die unerlässlichsten Proben eingeleitet, und bei einer ad hoc nötig werdenden Umkleung gab es zwischen Regisseur und Bühneninspektor ein Feilschen und Handeln um Minuten.

Und da sagt ein Teil der Besetz, da sagen zünftige Kritiker, wie hätten während dieser Kriegsjahre im Opernhaus geschlafen! Gut sei Dank, hat mich Mutter Natur sammtwom und dickhäutig gemacht, und seit meinem Eintritt ins Mannesalter bin ich gewohnt, über mein Tun und Lassen keinen anderen Richter anzuerkennen als mich selbst.

Doch welche Lust, in solcher Zeit Direktor der Wiener Hofoper zu sein!

Damit diesen Ausführungen der Humor nicht fehle, sei es mir noch gestattet, zum Schluß einer künftigen Witzigkeit zu gedenken.

Das Dehnen und Schließen des Borchanges wird an viel kleineren Bühnen als bei uns durch einen Motor besorgt; der Inspektor, der im Klavierauszug nachsteht und dem Trügeren genau folgen kann, reguliert durch einen kleinen Hebel das Tempo der Bewegung bis auf den Bruchteil einer Sekunde. Nach dem zweiten Akt „Meisterluder“, nach der Gartenzene in „Jouli“, kurz vor der Komposition des Dehnen und Schließens der Scene an bestimmte musikalische Vorschriften bindet, in ein präzisestes Funktionieren der Gardine von besonderer Wichtigkeit.

Unser Bühnenvorhang nun ist so schwer — der Motor wurde mir im Hinblick auf den bevorstehenden großen Umbau verlagert, — daß sechs bis acht Mann zu seiner Bedienung nötig sind. Da diese sechs bis acht Mann nun aber selbstverständlich den Vorhang nicht an der gleichen Stelle angreifen können, sind sie über drei Etagen verteilt. Nun vergegenwärtige man sich, wie schwer diese räumlich getrennten Leute unter einem Gut zu bringen sind: Ja, der den Vorhang leitende Inspektor kann sich helfen rufen: „Schneller, langsamer,“ sich den Arm nützlich winken, er weiß nicht einmal, wer zu kräftig, wer nicht kräftig genug angezogen hat.

Brachte Krankheit oder die Not der Zeit Umkehrungen in diesem „Wollschaf“, so bedürfte es in jedem Falle einer vollen Vormittagsprobe mit Klavier.

Kann es bei den Schlußbürgern, holden Gedentens, originaler hergegangen sein?

### Berliner Monolog.

Von Stephan Großmann.

Berlin, den 29. Januar.

Heute morgen zwei Überraschungen. Der Arzt überreicht mir eine Krücke: „Damit werden Sie zwei Monate ganz bequem herumhumpeln können.“ Der Postbote bringt eine Einladung zu einem indianischen Fest, das bei einem der reichsten Kaufmänner Berlins stattfindet. Ich kenne dieses Haus, in dem jedes Möbel mit künstlicher Wandmalerei versehen ist. Ich sehe aus der Einladung, daß nur die eklektesten von Künstlern entworfenen Kostüme zugelassen werden, und ich höre aus einem telefonischen Anruf des Gastgebers, daß eine fabelhafte Nacht geplant ist. Leider humpelt sich's auf Stücken schlecht durch einen Mastenball, aber ich hätte wohl sonst auch nicht hineingehört. Unter Arbeitern bin ich streng geschleimig geblieben, aber wenn ich diese lechzende Genußsucht der großen Berliner Bourgeoisie mitan sehe, werde ich von spartakistischen Umwandlungen heimgesucht. Auch das ist viel leicht ungerührt. Warum soll die reiche Bourgeoisie nicht Abschied feiern von ihrem Zeitalter? Und was tut's, daß sie selber gar nicht weiß, daß diese feste Abschiedsfeier sind? Die Zeit der W. C. mit künstlicher Wandmalerei ist vorbei, es kommen Jahrzehnte der Armut, der Konfiskation, der Eingekerkeltheit, der Lugschlosigkeit, auch für die, die heute noch läppig leben. Wie wäre's, wenn ich mich als indianischer Vorkämpfer in einer Sänfte auf das Fest tragen ließe? Aber diese korrupte Lösung schickt mir nur einen Augenblick durch den Kopf. Der Vergewaltigungswille dieser Berliner Götter ist von höchst robuster Art, und ich bin noch nicht in der Verfassung, um von Amsterdameren hinausgeworfen zu werden.

30. Januar 1919.

Zur Abwechslung freilich die Arbeiter in den Werkstätten der Straßenbahn. Die Straße davon, daß heute am dritten Streiktag viel weniger Wagen als sonst verkehren, und daß morgen vielleicht der ganze Betrieb wieder einmal eingestellt wird. Gekern war ein Führer der unabhängigen Sozialisten bei mir. Er machte einen etwas bekümmerten Eindruck. Da er ein zurechnungsfähiger Mensch ist, weiß er, daß diese Streiks für die Bahn sind, sofern sie den Arbeiter besser stellen sollen; wohl aber sind sie verheerend für die Produktion, die, fast daß sie endlich hinaufgefragert würde, immer wieder auf ein noch kleineres Minimum reduziert wird. Es ist natürlich sehr unpopulär, die einzelne Arbeiterseite vom Streik abzuhalten, und es war ein bezaubernd großes Unglück, daß diese Streikperiode gerade mit der Wahlperiode zusammenfiel.

„Da konnten wir uns unmöglich widerlegen, wir hätten sonst bei den Wahlen noch schlechter abgeschrieben“, sagt mein Unabhängiger.

„Nun, und jetzt?“ fragte ich. „Wird jetzt die Aufklärung beginnen?“

Mein Unabhängiger lächelte verlegen: „Die Leute, die jetzt streifen, haben bei der Revolution gar nicht mitgemacht. Zum Beispiel die Elektrikalisarbeiter, die unlängst Berlin in Finsternis versetzten, sind niemals zu irgendwelcher politischen Demonstration zu haben gewesen. Die einzige Konsequenz, die sie aus der Revolution ziehen, heißt höhere Löhne. Und wenn sie nicht bemitleidet würde, dann drohen sie natürlich mit direktantigen Sozialisierungselementen.“

„Und Sie?“ fragte ich meinen unabhängigen Sozialisten. „Was tut Sie?“ „Sobald Sie schon ein einzigesmal einer solchen Arbeiterseite klipp und klar erklärt, daß Sie diese abjurde Politik nicht mitmachen, und daß Sie überhaupt die Forderungen nach höherem Lohn in einer niedergebenden Wirtschaftspolitik nicht revolutionär, sondern antisozialistisch finden? Und daß der Sinn

revolutionärer Forderungen die Befreiung vom Lohnverhältnis überhaupt und nicht die Hamsterel von höheren Löhnen ist? Sogar Sie haben niemals erklärt, wie sinnlos es ist, die Menge an zwei Teilen anzupacken? Auf der einen Seite durch diese Lohnforderungen die Betriebe passiv zu machen und auf der anderen Seite passiv Betriebe verstaatlichen oder sozialisieren zu wollen? Wähler Sie nicht, wenn Sie frei von Demagogie wäret, diese einfachen Wahrheiten durch Strafandrohung und in allen Betriebsversammlungen verkünden?“ Mein armer Unabhängiger lächelte noch verlegener. „Ah, in vierzehn Tagen sind Gemeindevätern! Niemand muß jetzt mehr verschweigen als so ein besorgter, von Wahlgang und Volkseinstimmung abhängiger Unabhängiger.“

31. Januar 1919.

In allen Zungen und Wierungen tritt jetzt eine neue. Die Offiziere, die sich seit der Niederkämpfung der Spartakusleute wieder fühlen, bedrohen ihren Kriegsminister. Der hat sich gestallt, eine Verordnung herauszugeben, die zwischen den fanatischen Forderungen der radikalsten Soldatenräte und den leidenschaftlichen Wünschen der widerkommendenden Offiziere zu vermitteln trachtet. Die Verordnung ist von einleuchtender Vernunft. In den Revolutionstagen sind den Offizieren die Abfertigung heruntergegriffen worden, drei Wochen lang herrschte der schreckliche Zustand, daß man den Offizier nur an dem Monokel erkennen konnte, ohne genau zu wissen, ob er Rittmeister oder Major war. Der Kriegsminister hat nun bestimmt, daß die Rangabzeichen wieder eingeführt werden sollen. Um die Revolutionäre nicht wegen einer Keuschlichkeit rasend zu machen, ordnete er an, daß der Rang von nun ab durch blaue Aufstreifen am Arm angedeutet werden soll. Was tun die Offiziere? Statt froh darüber zu sein, daß eine sozialistische Regierung mit einem Kriegsminister, der als militärische Autorität anerkannt ist, eine Lösung findet, die ihnen für den militärischen Dienst die unerlässliche Rangordnung wieder gibt, arrangieren sie eine riesige Versammlung, in der geschrien wird wie in der ersten Spartakusrevolution und weinen diesem dummen blühenden Soldaten und Wäffelpangen blutige Tränen nach. Ja, einige Weiber, und sie hatten den größten Beifall, hatten die Frotzlichkeit, mit dem Streik zu drohen. In einem Augenblick, in dem die Polen gegen Ostpreußen losmarschieren und in dem es der Regierung gelungen ist, in Berlin, in Bremen, in Wilhelmshaven die Blünderverbände, die sich politisch drapieren, stillzumachen. Hat diese blühende Siegfrieder die Offiziere wieder in einen schon glücklich überstandenen gläubigen Zustand von Größenwahnsinn gebracht? Freilich, der Kriegsminister hatte sich in seiner Verordnung auch gestellt, anzuordnen, daß das stupide Strammstehen des grüßenden Soldaten vor dem Offizier nicht mehr stattfinden soll. Der Rangabzeichen soll den Rangabzeichen, der Jüngere den Älteren zuerst grüßen. In jedem anderen Lande würde man solche Gebote der Vernunft selbstverständlich finden, aber der preussische Offizier hat zu lange das Chinesentum eines nährlichen Standesbewußtseins eingelesen, und das Vernünftige scheint ihm schon als Raub an seiner Reputation. Den Nutzen von dieser Rebellion der Offiziere haben natürlich nur die linkslebenden Unabhängigen. Man sollte meinen, Offiziere, deren Beruf die Verteidigung des Vaterlandes ist, müßten in einem Augenblick, da Polen, Tschechen und Bolschewiki das besetzte Preußen an drei Stellen aufzuknabern trachten, keinen anderen Gedanken kennen, als den: das Vaterland braucht uns. Aber wie kindlich-keckhaft ist eine solche Zumutung! Die Offiziere wie die Straßenbahnführer und die Elektrikalisarbeiter denken nur an die Vorteile der eigenen Branche, und die Gemeinschaft kann ihnen gestohlen werden wie irgendeiner anderen egoistischen Lohnarbeitersseite. Würgerkriegsgewinnler möchte man alle diese Verhöhrer der Gemeinamkeit nennen.

### Grillparzers Mutter.

Von Richard Emetel.

Während Frau Ma oder die Frau Mat, wie Goethes Mutter in ihrem Bekanntheitskreis kurzweg genannt wurde, schon durch ihre reizend unmittelbaren und humorvollen Briefe, die ihre ganze Unvorsichtigkeit erkennen lassen, im Gedächtnisse der Zeiten weiterlebt, hatte man andere Dichtermütter nur ganz flüchtig durch Hinweise in den Werken ihrer Söhne gekannt und nur allmählich verstanden. So sind die Gestalten von Schillers und Lessings Mütter erst durch die Forschung des Literaturgeschichtes wieder lebendig geworden, und nur wenige wissen etwas von Grillparzers Mutter, die gerade vor hundert Jahren, am 23. Januar 1819, eines tragischen Todes gestorben ist. Sie entstammte einer der angesehensten Wiener Familien — ihr Mädchenname war Sonnenlöhner — und hatte ihre Jugend in einem überaus anregenden Heim zugebracht, das besonders vom Geist der Musik belebt wurde. Ihre Mutter war jener Christoph Sonnenlöhner, der wegen seiner musikalischen Bildung bei Haydn und bei Kaiser Josef besonders in Kunst stand. Dieser lieb sogar von der Heilburg zu der anspruchsvollen Wohnung der Sonnenlöhners eine Türe durchbrechen, damit der begabte Großvater des Dichters Grillparzer bequemer zu den musikalischen Abendunterhaltungen, bei denen auch der Kaiser im Marktlet milipielte, gehen konnte. Es war ein begabtes Wiener Bürgerheim, ganz angelehnt an das alte Bürgerrecht, in dem die Mutter Grillparzers heranwuchs. Und von ihr habe auch der Dichter seine geistige Regsamkeit, seine künstlerische Begabung und wirklich den Mutterwitz ererbt, der in der Familie Sonnenlöhner heimlich war. Aber um allabendlich sollte das junge Mädchen in weniger erfreuliche Stunden gelenkt werden, vor allem durch ihre Heirat, die sie einige Jahre nach dem Tode ihres Vaters mit dem nun sieben Jahre älteren Advokaten Dr. Franz Grillparzer abschloß. Die Sorge um die Erziehung von vier Knaben gezielte sich zu äußerlich knappen Verhältnissen, die besonders durch die Kriegszeit bedingt waren. Und so schlug die nur allzu sensible Natur der Frau Grillparzer in Bestimmtheit und Launenhaftigkeit oder auch in jenen dumpfen ergebnen Zustand um, den Grillparzer bei der Mutter Heros schildert: „Die Mutter duldet und schwieg.“ Nach dem frühen Tode ihres Mannes verstarke sich dieser Traubfinu und ein Schicksal legte sich über ihre klugen Augen, ein dummer Ernst über ihre milden Züge. Es kamen schwere Zeiten. Frau Grillparzer mußte ohne Magd alle Hausarbeiten selbst verrichten und mußte kann, womit sie die dringenden Lebensbedürfnisse besorgen sollte. Die kleine Wohnung in der Weinargengasse wurde ausgelassen, Frau Grillparzer nahm mit ihren Söhnen zeitweilig bei Verwandten Quarier, dann wanderte die Familie von einem kleinen Logis ins andere.

Symbolith für ihre damalige Lage war die Wohnung „Am Glend“, von wo aber auch ein Lichtstrahl ausgegangen war. Der älteste Sohn Franz hatte dort sein Drama „Die Ahnfrau“ geschrieben, das der Beginn seines Ruhmes geworden. Dieses Klaufliegen zu sehen, war der müden Frau noch vergäbnt gemein. Mit unglücklicher, zerschmetternder Liebe hing sie an dem begabten Sohne. Zu ihm sah sie, wie Hofrat Dr. August Sauer in seiner klaren Charakteristik des Verhältnisses schildert, ihr eigenes Ich reiner und schöner wiedererspiegelt, in seinen Zügen ihre verebete und verengte, in seinem Talent ihre eigenen künstlerischen Anlagen geteilt und geteilt. In ihm sah sie als Witwe den Sohn und den Gatten vereint und in dem thätlichen Zusammenleben mit ihm bewährte sich die stille Demut und Hingebungsfähigkeit ihrer Natur. Und doch, sie konnte die Entwicklung seines Genies nicht erwarten. Noch den Erfolg der „Sappho“ hatte sie erlebt, die Verehrung ihres Sohnes zum Burgtheaterbildner, was für sie wie eine Art Dichterkönig erloschen. Dann aber bemächtigte sich religiöse Wahnsinnvorstellungen der lebenden Frau und in einer Art von religiösem Wahnsinn, der ähnlich wie bei der Mutter des Dichters Zacharias Werner auftrat, machte sie selbst ihrem Leben ein Ende. Von ihrem Tode am tiefsten getroffen wurde ihr ältester Sohn, der Dichter, der damals im Zenit seines dramatischen Schaffens stand.

### Die kommunistische Partei.

Von Elise Gelbmann.

Ein großer Saal in einem Gasthause. Einer von den Sälen, wo früher einmal ein glatter Tanzboden war mit einem Podium, wo Musikanten spielten. Nur wenige Lichter beleuchten den Saal. Dunkle Massen sitzen in den Reihen. Immer kommen mehr und mehr; sie stehen bis in den Flur. Es sind ganz andere Menschen, als man sonst bei Versammlungen sieht.

Nicht die rohen und einfältigen Quasiphatengefächter, die eigentlich schwammigen Baden und schlafigen Augen des Wein- und Bierausgüß der Raffengefäßigen, nicht die Gutgeplagten und Untaugenigen, nicht die rohen und heftigen Gefächter der Bürgerlichen und auch nicht die fleißig strammten Figuren mit den roten Halsbinden, mit den lange gebogen getragenen, jetzt aber stolz erhobenen Köpfen der Sozialdemokraten. Nicht die blassen Subengefächter mit den bekräftigten Augen der geistigen Arbeiter; nicht von all diesen findet man in der Versammlung der kommunistischen Partei. Diese Versammlungen haben schon fast russischen Charakter.

Woher kommen diese Menschen? Manche sehen aus, als hätten sie soeben Kerkergritter geprengt.

Wie hört man von der Mederkeitbüne einen Satz sprechen, dessen bewußter Humor bei den Zuhörern Lachen erweckt. Die Redner sind jung und entzückt; eine eigenartige und ergreifende Tragik umgibt sie. Sie haben als junge, halbberühmte Kinder mit Freiheitsgedanken gepfeift. Damals ging es gegen die Eltern, gegen die Familie, gegen die Schule. Ihr Blut, einmal mit Wahnsinn gewürzt, begann zu kochen wie im höchsten Fieber. Je größer die Fieber — und sie wurden in diesem Krieg groß und schwer —, desto mächtiger ihre Freiheitsrausch. Heute stehen sie da, kühn und entschlossen wie Götter, todesmutig tragen sie ihre jungen Stirnen in die Gefahr. „Wir wollen nicht in Dampffest weiter dahinsleben, wir wollen die Befreiung des gesamten Proletariats, dafür wollen wir kämpfen und wenn es sein muß, sterben.“ Eine Mädchenstimme hat es in die Menge gerufen. „Wielleicht war es der Akt einer maßlos Ohrgelüste. Und ein Jüngling, der schon ist wie Antinous, der gepreßt atmet, erschröden über seine eigene Kühnheit, der die Worte herorstößt, dessen Augen aufleuchten, der drastisch wie der Welt Danton, Robespierre, der in dem Augenblick, wo er es hinausgeschreit: „Wir werden den Weg gehen, den wir als den richtigen erkannt haben, unbedarbt, was auch geschieht.“ — der in dem Augenblick wie betrunken ist von dem Gefühl der Macht. Dies aber ist die Tragik: Nicht in einem kleinen Hofsaal der Universität, unter Studenten und Studentinnen, die sich immerhin begreifen können, nicht die öffentlich erzeugten Kinder der Bourgeoisie sind es, die den Rednern zuhören; es sind Massen des Volkes da, wie man sie nie gesehen hatte; von denen man nicht weiß, woher sie kommen, was sie gesehen und erlebt haben. Ihr Gesichtsausdruck spricht einen, sie anzusehen, Gekannt, wie man sie sonst nirgendwo sieht: Mitleid und inwärtige Soldaten lassen sich von Kameraden führen. Mit den gekenteten Lidern aber den erlöschenden Augen stehen sie an die Wand gefügt; bleich und hoch vom Leiden stehen sie da wie die Abgeländerten ihrer toten Kameraden. Sie hören und fühlen — aber — sie sehen nicht. Nicht das zukunftsferne Programm der Sozialdemokraten hat ihrem verlorenen Leben mehr etwas zu sagen, die unheimliche Gewalt der Kommunisten, die noch im Schrecken, im Wahne und in der Verzweiflung das Ideal des Menschen retten möchten, die endlich sind die Thigen, zu ihnen haben ihre kränkelnden, mitleidigen Seelen gefunden.

Sehr viele Mätrosen hören zu. Was man ihnen erzählt von der Mischung des menschlichen Lebens, von Reichthümern, von Ausbeutung und Ausgabung bis zur Entkräftung, dies alles ist ihr eigenes Leben. Sie hören und flennen und werden mitgerissen. Ein geländes Weibchen entsetzt in ihren Reichen: „Kradel! Neben jüdischen Studentinnen — aus Galerien betriebe — deren dunkles, fischliches Haar um Mätrerköpfe geleigt ist, stehen kleine, laugenkrante Mätrinnen aus dem finsternen Lichtglanz in Fernal. Auch sie fühlen sich dem Untergange geweiht. Nicht Achtungsdand und alle frohen Zukunftsaussichten können sie mehr retten, die gestört sind. Jügendliche Prostituierte sieht man, die sich Krankheitsgeißel gefolgt haben, von der Not auf die Straße getrieben.

Sabenderläufer aus den Warenhäusern, die von hundertachtzig Kronen Lohn und Brämen von unangabaren Kritikern leben müssen. Journalisten, die sich wie Dienen verkaufen müssen; Dichter, die am Rande der Reichthümer betriebe, alternde „Varietätskünstler“ und Choristinnen aus Operettengebeten, die tadend mit geschminkten Wangen um fünf Kronen Tagelohn — oder vielmehr Nachtlohn — für die „Unterhaltung des Publikums“ sorgen müssen, während der Direktor Millionäre wird. Hausgeflüster, die von „Herrschoten“ mit Hüben getrieben werden, die jeden Tag daran denken — wenn sie noch jung sind —, ob es nicht besser wäre, die Schmach auf sich zu nehmen und auf die Straße zu gehen.

Stärkste und größte Arbeiter und Arbeiterinnen, hässlich und dürr, Menschenrechte aus Haut, Knochen und Haaren, wie Karikaturen Bonardo da Vinci anzusehen. Arbeitslose, die den letzten Brocken haben, um wieder einmal freisetzen zu können. Schüler, aus denen der Hunger Diebe gemacht hat. Leute, die ihr eheliches Geschlecht im Kriege verloren haben und die seitdem vom Schwindel und Betrug leben. Abgestrafte, die ihre „Ehre“ verloren haben; Leute, die überhaupt alles verloren haben. Lebensmüde, die sich am Strohhalme anklammern, Kranke, die vergeblich nach Rettung aussehnen — sie alle sind da!

Und dieses ist die ergreifende Tragik der jungen kommunistischen Partei: nicht mehr zu einer Handvoll Menschen sprechen sie; es sind die Massen der ganz und gar letzten, Berlorenen, mit denen die Sozialdemokraten nicht rechnen; sie gebieten keiner Bewusstheit an, keiner Organisation, sie haben als Munition's- und Fabrikarbeiter nicht „sich zu verbieten“. Sie haben sich zusammengefunden, die Elenden, die Verbannten, die Ignoranten-Schuldigen: die Hingepferten des Kapitalismus und laut stellt ihr Geschrei: Rache!

Die jungen Kommunistenführer haben als unreife Kinder mit den Freigeistigen gebandelt.

Marx' und Engels' kommunistisches Manifest, dieses klug und groß durchdachte Werk, ist in ihren Händen zum Leinwand geworden; ihre fanatischsten jungen Köpfe reannen in der Fieberhige des Machtgierigkeits wie durchgehende Pferde. Aber die Massen der Arbeitslosen, der Obdachlosen, der Brotlosen reannen mit ihnen. Der Schrecken der Zeit gibt ihnen recht; aufhalten kann sie nichts, nur eines: Freigabe der Lebensmittel, Herabsetzung der Preise — sofortige Währungsreform in Form von Selbsthilfe, indem freiziehende Wohnungen nicht wie bisher nur als Bezeichnung, sondern in der Tat den Obdachlosen gegeben werden; und Arbeitslosen (sowie als möglich) Arbeit schaffen.

Was will das Volk vor allem? Brot und Freiheit. Gebt ihnen das und die kommunistische Partei verschwindet wie ein Gespenst am hellen Tag.

### Wiener Aerzte. Professor Adam Politzer.

Man kann ihn an sonnigen Tagen von der Gonzagagasse, wo er sein Heim hat, gegen den Schotterweg wandeln sehen. Wer würde erkennen, daß er 1835 geboren wurde? Er trägt die Last seiner 84 Jahre wie ein Mann in den „besten Jahren“. Die Augen erscheinen klar, die Wangen rötlich angehaucht, die Schritte fest und elastisch. Unterraben ist mit ihm der elegante, etwas atmofidische Zymliner, die steifen Schuhe, der zugestrichelte Stock verbunden. Wie wenige, die ihm begegnen, wissen, daß sie eine Heerde der Wiener Fakultät wandeln sehen! Er war der erste Dozent für Ohrenheilkunde in Wien. Im Jahre 1861 wurde er zum Dozenten für Ohrenheilkunde ernannt und hielt seine Kurse auf der Abteilung des berühmten Internisten Doppler. Denn eine Ohrenheilkunde gab es damals noch nicht. 1862 wurde ihm mittels Dekrets gestattet, die schwerhörigen Anassen des Wiener Versorgungsamtes klinisch zu beobachten. 1863 wurde er von der Staatshoher zum Armenarzt der Stadt Wien ernannt. Erst 1870 wurde er außerordentlicher Professor und 1873 wurde er erst zum ordentlichen Professor und Vorstand des neu gegründeten Ohrenklinik in Wien ernannt.

Man stelle sich nicht unter dieser Ohrenheilkunde ein großartiges Institut vor, wie man es heutzutage auswärts überall sehen kann. Ich erinnere mich sehr gut an die zwei kleinen Zimmerchen, die den beiden Professoren Politzer und Gruber zur Verfügung gestellt wurden. In jedem Saale waren je zehn Stühle untergebracht. Den Männeraal (I) leitete Gruber, die Frauenohrenheilkunde Politzer. Beide hatten einen Assistenten! In dem Zimmer wurde auch die Ambulanz abgehalten, die von Jahr zu Jahr wuchs. In den letzten Jahren zeigte die Poliklinische 12.000 bis 15.000 ambulante Kranke! Aber auch die Fälle und die Operationen wurden in Ermanglung besonderer Räume in diesem Zimmerchen abgeleitet.

In diese kleinen Räume drängten sich die Studenten und Aerzte aus aller Welt. Politzer beherrschte viele Sprachen. Er trug den Engländern und Amerikanern, die in Scharen herbeizogen, die Ohrenheilkunde in ihrer Muttersprache vor. Professor Alexander, der bekannte Wiener Ohrenarzt, schloß in der „Geschichte der Ohrenheilkunde“ die Zahl der ausländischen Schüler Politzer auf 7000. Man stelle sich diese Ziffer vor, um zu ermaßen, was dieser Gelehrte für Wien bedeutete. Unter seinen Schreibern befanden sich die berühmtesten Aerzte unserer Zeit. Freilich war sein Vortrag von ungläubiger Klarheit und Klarheit. Er war ein ausgezeichneter Zeichner und nutzte diese künstlerische Gabe aus. Mit ein paar Strichen wurde mittels Kohle und Farbstiften das Krankheitsbild auf der Tafel fixiert, so daß wir schon vorhin, was wir beim Kranken zu sehen hatten. Wir waren sofort über das Wesentliche orientiert und lernten im kleinen Zimmerchen mehr, als andere Aerzte in den großen Instituten.

Der Name Politzer ist an das sogenannte Politzer'sche Verfahren dauernd verknüpft. Durch diese Erfindung wurde er einer der größten Hochblätter der Menschheit. Bekanntlich gelingt es, die Schwerhörigkeit durch Leiterschleifen in die Ohrtrompete und in das Mittelohr zu verbessern. Zu diesem Zweck wurde früher ein Katheter benötigt, der von der Nase aus eingeführt wurde. Dort mündete die sogenannte „Eulachische Ohrtrompete“, die das Mittelohr mit der Luft der Außenwelt verbindet. Allein die Einführung dieser Katheter erfordert eine gute präzisionelle Ausbildung, eine sichere Hand und geübte Technik. Trotzdem wird es Fälle geben, die nur einzelnen Meistern zugänglich sind. Mit dem Verfahren von Politzer kann aber jeder Arzt, selbst der mit nichtwilligen Befehlen ausgefahrene Landarzt, den Ohrrentanten vor der völligen Erblindung retten. Ein Ballon treibt die Luft in die Nase, während der Kranke einen Schlauch Wasser trinkt. Wie einfach und wie harmlos! Nur ein Anatom und gründlicher Physiologe konnte diese Verfahren erfinden, das sich mit seinen zahlreichen Variationen, die aber die Politzer'sche Methode nie erreicht haben, die ganze Welt erobert hat und in Afrika ebenso wie in Australien gehandhabt wird.

Nun lebt der geistreiche Gelehrte schon seit zwölf Jahren fern von seiner Klinik und fern von der Praxis. An Arbeit fehlt es ihm nicht. Er ordnet seine einzig dahingehende otologische Bibliothek, die er als wertvolles Vermächtnis der Wiener Universitätsbibliothek vermacht hat. (Sie enthält eine vollständige Sammlung aller Werke und Schriften aus seinem Fach.) Er lebt

inmitten seiner anatomischen Präparate, von denen jedes ein Wunderwerk der anatomischen Technik darstellt. Ein Teil dieser wertvollen unerschöpfbaren Museumsgesamtheiten ist für Budapest bestimmt (Politzer ist gebürtiger Ungar), aber nur ein kleiner Teil. Der größte Schatz ist für das Wiener anatomisch-pathologische Museum bestimmt.

Vorläufig muß der Fachmann in die Gonzagagasse pilgern, wenn er diese geradezu einzigen Stücke bewundern will. (Auf der Weltanschauung in Philadelphia erzeugte eine Serie von jetztig dieser Präparate die Bewunderung aller Aerzte. Sie wurde vom Museum des Collogo of Philadelphia angekauft.)

Von Praxis und öffentlichem Auftreten will der Herr Hofrat jetzt nichts wissen. Er bezieht wohl die wissenschaftlichen Veröffentlichungen, interessiert sich lebhaft für die Fortschritte der Medizin, für Politik und Kunst. Aber er hält sich gerne fern vom Lärm des Tages. Bekamte ist ihm immer fern gelegen. Er freut sich, daß seine Schüler seine Tradition forsetzen und die Wissenschaft, zu deren Begründern er sich mit berechtigtem Stolz zählen kann, weiter ausbauen.

Die Ehrenheilkunde, einst verpöhtet und als überflüssig angesehen, ist heute ein unentbehrlicher Bestandteil der modernen Medizin. Doch wir dürfen in Wien nicht länger zusehen, wie uns das Ausland den Rang abläuft, weil hier die Forschungsbedingungen so schwierige sind. Das geplante neue otologische Institut, die modernen Ohrenkliniken müssen bald entstehen.

„Die Zeiten, wie sie vor Mitleid der Wiener Schule möglich waren, sind vorüber“, sagte der vornehm Gelehrte, der sich warm erheit, wenn er auf die alte Zeit zu sprechen kommt. „Von der alten Garde leben nur Beu ebitt und meine Wenigkeit. Wir wissen es, was es für Wien bedeutet, wenn der Ruhm der medizinischen Schule die Fremden anlockt. Denken Sie, daß es in Wien einen eigenen Stab der amerikanischen Aerzte gab, der meistens bei etwa 300 Mitglieder zählte! Diese Aerzte schickten wieder ihre Patienten nach Wien. Es kamen Russen, der ganze Ostasien, die Amerikaner, Engländer wohnten hier in den Hotels und brachten einen Goldstrom nach Wien. Doch man muß unseren Spezialisten Gelegenheit geben, ihre Institute auszustatten. Ich habe an dem Plane eines neuen otologischen Instituts mitgearbeitet. Wir brauchen viele moderne Krankenzimmer, aseptische Operationsäle, ein eigenes Museum, in dem alle Ohrenpräparate zu Ruh und frommen der Studierenden aufbewahrt werden. Kurz, wir benötigen alle Beheile, die die moderne Medizin in Anspruch nimmt. Dann wird es uns nicht passieren, daß die reichdeutschen Gelehrten eine Bewertung an die Wiener Hochschule abgeben. Dann kann Wien wieder zum Mekka der Studenten und Kranken werden. Denn an ausgezeichneten Aerzten hat es uns nie gefehlt. Freilich wie man liegt in der kritischen Zeit des Uebergangs diese Kliniken bauen kann, das ist mir schwer begreiflich. Sollen wir nicht warten, bis unsere Valuta besser wird, bis sich die Verhältnisse konsolidiert haben?“

Ich mache dem Meister klar, daß wir nicht warten dürfen und daß wir schließlich mit unserem Gebirge zählen, daß wir für die Arbeitseisen Arbeit schaffen müssen. Er schüttelt sein kluges Haupt. Das Gespräch kommt auf die Kunst. Er zeigt mir seine schönen alten Bilder, ausgezeichnete Originale, mit feinem Kunstverständnis gemalt. Ist er doch ein Kenner der Renaissance und hat in Monographien die Anatomen der Renaissance beschrieben.

Mit einem wunderbaren Gefühl schelte ich aus dem bewundernswürdigen Hause, das Politzer mit seiner treuen Lebensgefährtin, einer ebenso lebhaften als geistreichen Frau, teilt. Begrüßt der Mensch, der auf ein so reiches Leben zurückblicken, einen so klaren Lebensabend genießen kann! Der das Leben so ausgekostet und sich über das Leben, über Ruhm, Bekamte, Anerkennung, Reid, Mühsal erhoben hat!...

### Die Arbeitseisen.

Psychologische Wurzeln.

Von Dr. Wilhelm Stetel.

Die zunehmende Arbeitslosigkeit ist gewiß eine soziale Erscheinung, die der psychologischen Klärung bedarf. Welches sind ihre Quellen? Welches ihre Motive? Eine oberflächliche Untersuchung könnte sich damit begnügen, darauf hinzuweisen, daß die Menschen im Kriege das Arbeiten verlernt haben. Aber die Arbeitseisen ereignet auch Menschen, die nicht jahrelang im Felde oder in der Gasse waren, nicht monatelang mit einer leichten Verwendung oder einer „traumatischen Neurose“ in Spitalen herumgelegt sind. Die Arbeitseisen ist jetzt schon eine geistige Epidemie, die rapid um sich greift. Das Verständnis dieser Epidemie kann uns nur aus der Unterjüngung des Individuums erwachsen. Die Einzelteile muß uns das Verständnis der Massenseele eröffnen. Nur wenn wir die Motive der Arbeitseisen beim Normalen und Neurotiker kennen lernen, werden wir uns einen Einblick auf die Kollektivseele der arbeitenden Menschheit erlauben können.

Der Mensch hat eine von Haus aus angeborene Trägheit, die nur zwei Impulse überwinden: Kampf und Spiel. Der Kampf in jeglicher Form (Kampf ums Dasein, Kampf gegen einen Gegner, Kampf um Liebe), ebenso der sehr intensive, noch immer unterschätzte Spieltrieb sind stärker als das Trägheitsmoment. Das macht aber der träge Mensch? Sinnen und Träumen! Kämpfen — mit Gedanken und Spielen — mit Vorstellungen! Wachtträume sind fast immer Lustträume. Träg sein — heißt keine Lust nachhängen können.

Deshalb haben alle Menschen ein geheimes Ideal: Größter Gelernter bei geringster Arbeitsleistung. Dieses Ideal steigert sich beim Neurotiker zum unüberwindlichen Imperativ, der sein ganzes Leben beherrscht und ihn aus dem Reich der Wirklichkeit in das der Träume versetzt. Der Neurotiker haßt die Arbeit, weil sie ihn von seinen Phantasien ablenkt. Oder er zeigt ein bipolares Verhalten. Er haßt innerlich die Arbeit, aber sein böses Benehmen — mit Gedanken und Spielen — mit Vorstellungen! Wachtträume sind fast immer Lustträume. Träg sein — heißt keine Lust nachhängen können.

stehen, nicht erst im Schwelche seines Angeichts erworben werden müssen.

Es gibt nichts Gefährlicheres für einen Neurotiker als einen längeren Urlaub, während dessen er die Beunen des Müdigangenes kennen lernen kann. Die viele Menschen haben die Lust an der Arbeit und Gesundheit verloren, weil ein Kräft mit schablonenmäßiger Auffassung ihnen geraten haite: „Sie sind nervös, weil Sie überarbeitet sind! Sie müssen einige Zeit ausspannen!“

Ja — der Neurotiker spannt aus —, aber wie schwer ist es, ihn wieder zum Einspannen zu bringen! Da kommt immer wieder eine Residire oder eine Verschlimmerung des Leidens, er hat immer zu tun, zu beobachten und sich liebevoll in die Betrachtung des Bösen „Zug“ zu versetzen, bis er von ihm nicht mehr loskommt.

Man darf nicht verallgemeinern. Es gibt Menschen, die sich wirklich überarbeitet haben und denen ein paar Wochen Ruhe gut tut. Diese Arbeitsmenschen können dann ohne Arbeit nicht leben und sehnen sich wieder nach neuer Beschäftigung, wenn eine kurze Zeit der Ruhe verfliehen ist. Sonst kann man ruhig den Satz aufstellen: Von der Arbeit werden die Menschen nicht krank! Nur eine Arbeit, die uns zumbie ist, die wir gewissen Grade auf verzichten, reizt unsere Kräfte bis zu einem gewissen Grade auf. Deshalb sollen die Menschen trachten, immer ihre Arbeit zu finden. Sie werden dann die Wahrheit des Bibelwortes gemach, daß die Arbeit der größte Segen des Lebens ist.

Seit dem Kriege tritt eine neue Erscheinung auf, die im bisherigen Maße nicht zu beobachten war. Der Reid der Beschäftigten auf die Arbeitslosigkeit der Besessenen. Man kann in den Gemeinverwaltungen beobachten, wie die Landbevölkerung verbodren und arbeitsunwillig wird, wenn sie das Wohlsein der gehedenden und sich erholenden Städter als das Maß nehmen lernt. Selbstredend im Satzformelart konnte ich an einigen Beispielen diese Beobachtung machen, will aber nicht beibringen, daß es auch arbeitssame Bauern gibt, die sich vom Beispiel der Städter nicht verbodren lassen. (Dabei vergesse die neidischen Landbewohner, daß wir uns redlich das ganze Jahr geplagt haben und die paar Wochen im Sommer jene Ruhe genießen, die der Bauer im Winter reichlich zugewiesen erhält.)

Nicht neben die Menschen einander so sehr, wie die Möglichkeit der Faulheit. Gewiß! Es gibt ein ungeschriebenes Recht auf Faulheit und jedermann sollte die Lust aus das dieses Recht ausüben. Aber Faulheit können sie auch eine Kunst und nicht jedem eigen. Faulheit heißt beim modernen Kulturmenschen nicht „Arbeit auf einem anderen Geleite“. Er bestreigt Wege, studiert eine ihn interessierende Sprache, hängt seinen Gedanken nach, die zu irgendeiner Lösung seiner Lebensaufgaben führen. Leider hat der moderne Kulturmenschen die Fähigkeit zur geistvollen Faulheit, zum dolos far niente, fast gänzlich verloren...

Die Arbeitseisen der Jetztzeit ist kein dolos far niente, sie läßt sich auf den Reid zurückführen. Der Hof gegen den „Kriegsgewinn“, der jetzt den Typus des Menschen darstellt, dem müheles durch Ausnutzung der günstigen Konjunktur die Möglichkeit zu Luxus und Müßiggang erobert hat, ist noch immer im Steigen. Niemand neigt mehr dazu, selbst Kriegsgewinnner zu werden, wie der schwer Arbeitende, der im Kriege verloren hat. Die ganze Menschheit würde am liebsten „Kriegsgewinnner“ sein. Jeder will aus der großen Katastrophe sein Wohlgegehen retten, will aus ihr Nutzen ziehen, und die am meisten das Gefährliche, die sich daran dermaßen in sozialen Bewegungen, wie zum Beispiel im Volkswissenschaft, äußern, waren nie mächtiger als in unseren Tagen.

Dazu kommt eine völlige Desorientierung über den Begriff der Arbeit. Der Krieg hat inwieweit als Arbeitslose gerührt, jedermann mußte als Sklave der Kriegsmaschine nutzlos arbeiten leisten, um fremde Arbeit zu verdienen. Im Krommweiser verpufften Millionen, an denen der Schweiß von Millionen klebte. Im Feuer samt Arbeit von Jahrbüchern zu Schutz und Wache. Und der Wert des Lebens und Lebensgenusses liegt in dem Maße, als der Tod seine überreiche Ernte hielt. Die Entwertung fremder Arbeit führte zur Ueberhöhung der eigenen. In dem Maße, als das Leben wohlfeiler wurde, stieg der Wert der Arbeit. Besonders die physische Arbeit ist es, welche eine enorme Steigerung durchgemacht hat, so daß die alte Ueberhöhung der geistigen Leistung bald weitgemacht werden wird. Schon heute ist ein Intelligenzarbeiter wohlfeiler zu ersehen als Handwerker. Heute hat das Handwerk nicht nur einen goldenen Boden, sondern schon ein goldenes Dach, während die Kopfarbeit obdachlos in eine unrichtige Zukunft haart...

Die Arbeitseisen ist somit eine allgemeine soziale Erscheinung, die noch zunehmen und unsere Verlegenheiten arg Reigen wird. Erst die Not wird die Menschen zwingen, gänzlich und widerwillig sich wieder in das Reich der Arbeit zu beugen. Der Arbeiter wird erst fühlen müssen, daß er den Akt durchführt, auf dem er sich einen bequemen Eiz zurecht gemacht hat. Das Geld wird erst wieder auf einen ausgleichenden Wert zurückgehen müssen, damit es der Arbeiter wieder wird erwerben wollen.

Erst eine neue Generation wird die Arbeitseisen überwinden können, die wir als Ausdruck einer allgemeinen „Weltneurose“ ansprechen müssen. Der Wille zur Macht des Unbemittelten wird sich in zahlreichen Restituerungen erschöpfen müssen, ehe er vor der Wirklichkeit kapituliert. Und diese Wirklichkeit heißt: Kein Gewinn ohne das entsprechende Arbeitsäquivalent. Aber die Arbeit kann durch Liebe zur Arbeit selbst zum Gewinn werden. Tolstoi sagt: „Wenn du arbeitest und lernst, zum Zwecke, Kräfte dafür zu ernten, so wird dir die Arbeit schwer erscheinen; wenn du aber arbeitest, so wird dir die Arbeit leicht sein, so wirst du für dich selbst indem du die Arbeit selbst liebst, so wirst du für dich selbst davon eine Belohnung finden... Die Liebe zur Arbeit ist das Rätsel des Menschenglücks. Erst wenn die Arbeit uns Gewinn wird, verstehen wir die Weisheit, daß Gewinn eine Arbeit werden kann...“

Ach — alle vom Bismarck bis zu Tolstoi wollen uns weismachen, daß die Arbeit süß ist. Ich habe eine andere Meinung in meinem Buche „Das liebe Ich“ ausgedrückt: „Arbeit macht das Leben süß? Nein — die Arbeit ist der Bitterstoff, der notwendig ist, um uns die unerträgliche Süßigkeit des Lebens, munderredet zu machen.“ Deshalb lassen wir die Arbeitseisen sich an der Süßigkeit der Trägheit den Wogen bedecken. Sie werden bald — ach wie bald — den Bitterstoff benötigen, um die Lebensstunde wiederzugewinnen. Die Arbeitseisen ist nur ein Herdweg. Was werden sich alle Räder wieder drehen, die aufgeschwägerten Begnadeten werden in den Schöpf der Erde einhaften. Die Räder werden sich nicht regen, die Pflücker das Eisen schmieden! Die Symphonie der Arbeit wird wieder erklingen. Denn die Menschen sind keine Güter. Sie können ohne Arbeit nicht leben. Das Leben wäre ein Nicht-